

Unter Waisenkindern, deren Eltern stolz wären

Fünf ehemalige Straßenkinder gehören zu dem ersten Schülerjahrgang des Internats United World College (UWC) der Bosch-Stiftung im früheren Kartäuserkloster in Freiburg, aber es gibt dort auch viele andere Schüler, die unter schwierigen Bedingungen aufgewachsen sind. Das Freiburger UWC ist das erste Internat seiner Art in Deutschland, bisher scheiterten Eröffnungspläne immer an der Finanzierung. Das von Kurt Hahn (1886 bis 1974) – dem Gründer des Internats Salem und des Birklehofs in Hinterzarten – entworfene Schulkonzept will Schüler unterschiedlicher Nationen durch internationale Bildung und soziales Engagement zu mehr Toleranz und Verantwortung erziehen. Jede der 15 Schulen hat zwischen 200 und 300 Schüler, die ihre Ausbildung im Alter von 16 bis 18 Jahren beginnen und zwei Jahre später mit dem in Deutschland als dem Abitur gleichwertig anerkannten International Baccalaureate (IB)-Diplom abschließen. Schüler für die United World Colleges werden durch nationale UWC-Komitees in den jeweiligen Heimatländern ausgewählt. Obwohl sich die Auswahlverfahren von Land zu Land unterscheiden, haben alle United World Colleges das Ziel, Schüler nach akademischen Leistungen, sozialem Engagement sowie Persönlichkeit und Reife auszuwählen, unabhängig von finanziellen Mitteln.

Geeta kommt aus Indien. Nach dem Tod ihres Vaters wurde sie mit den jüngeren Schwestern von der Mutter verlassen, mit neun Jahren kam sie als erstes Mädchen in ein Sozialprojekt. Damals war sie keiner Sprache wirklich mächtig, vor allem aber litt sie unter dem Verlust von Eltern und Geschwistern. Nach einer schweren Phase wurde sie zu einer der besten Schülerinnen des Jahrgangs, übersprang sogar eine Klasse, gewann einen Preis und wurde für das UWC vorgeschlagen und für ein Vollstipendium ausgewählt. Dass sie eines Tages in Freiburg landen würde, konnte sie nicht ahnen. Denn die Bewerbung für ein UWC läuft international, die Schüler werden dann auf die verschiedenen Standorte verteilt. Geeta empfindet die selbständige Zeiteinteilung an der Schule als größte Herausforderung in ihrer neuen Umgebung. Deutsch kann sie bisher nicht.

Rizwan, ein junger in Hamburg geborener Pakistani, hingegen spricht völlig akzentfrei Deutsch und war schon Stipendiat der Start-Stiftung. Er ist Redakteur und Graphiker bei einem 24-Stunden-Fernseher einer muslimischen Gemeinde, war in Hamburg zuständig für Schulfernsehen und Schülerzeitung, sowie für die Internetseite der Schüler. Er ist gläubiger Muslim und rollt im kleinen Zimmer des Schülerwohnblocks vor seinen Mitbewohnern dreimal am Tag den Gebetsteppich aus. Der Islam erlaube ihm, die fünf Gebetszeiten zusammenzufassen und die anderen stören ihn nicht im geringsten beim Beten. „Wenn ich selbst alles will, dann steht mir alles offen“, ist sein Credo. Im Internat leben Inder und Pakistani sowie andere politisch verfeindete Volksgruppen friedlich zusammen. Es gebe schon einmal einen Spaß über Inder und Pakistani, aber der habe keinerlei Bedeutung, sagt Rizwan lächelnd. Von der Existenz der UWC hatte er nie etwas gehört, wurde aber darauf hingewiesen. In einem der Freiburger Problemviertel hilft er einem albanischen Jungen bei den Hausaufgaben. „Ich habe es rausgeschafft, das soll er auch“, sagt Rizwan.

Solche Schüler wie Rizwan sind an der Schule begehrt: engagierte, mit Eigeninitiative und einer starken Persönlichkeit, die bereit sind, sich sozial zu engagieren. Schulnoten spielen nicht die wichtigste Rolle bei der Auswahl. Begabungen und persönliche Eigenschaften wie das Gruppenverhalten sind ebenfalls wichtige Kriterien. 70 Prozent der Freiburger Schüler haben ein Vollstipendium, nur ganz wenige bezahlen das Schulgeld von 25 000 Euro im Jahr selbst, die meisten bezahlen gar nichts oder nur einen Teil. Alle kommen in der zehnten Klasse in das Internat, um zwei Jahre später das International Baccalaureat abzulegen.

In den United World Colleges leben Vertreter politisch verfeindeter Völker friedlich zusammen – nur der Putzplan sorgt für ausgiebigen Streit.

Von Heike Schmoll



„Ich habe es rausgeschafft“: Die Schüler des Internats bei einer Tanzübung

Foto Robert Bosch College/Julia Angstenberger

Jeder lernt hier zwei Fremdsprachen, es gibt das Fach Humanity, wozu Geschichte, Erdkunde, Anthropologie gehören, Mathematik auf einer von drei Stufen ist ebenfalls Pflicht für alle, hinzu kommen Naturwissenschaften (Chemie, Biologie, Physik, Umweltkunde) und als sechstes Fach Kunst und Theater oder ein selbstgewähltes Fach wie Erkenntnistheorie. Ob dieser Fächerkanon in der Konkurrenz zu einem deutschen Abitur besteht, wird sich herausstellen.

Im Anthropologie-Unterricht wird an einem Montag im Winter ein kurzer Film über den Besuch eines deutschen Touristen in einem Land gezeigt, das einst zu Deutschlands Kolonien gehörte. Anschließend diskutieren die Schüler über unterschiedliche Vorstellungen von Tourismus, über das radikal Andere und gegenseitige Vorurteile. Eine Definition des Tourismus aus einer englischen Enzyklopädie liest eine Schülerin aus Norwegen vor. Sie versteht nicht alle Worte des elaborierten englischen Textes. Der indische Lehrer, der fließend Englisch spricht, erklärt. Aber es geht ihm um mehr. Einem Schüler entgegnet er auf Englisch „Dein Argument belegt aber nicht Deine These.“ Es ist eine kleine Unterrichtsgruppe, da wird niemand bloßgestellt, auch sachliche Unklarheiten sofort erfragt. Die Schüler am

UWC sind kritisch, sie machen Argumentationslücken rasch ausfindig und fragen hartnäckig nach, entsprechend offen können auch die Lehrer im englischsprachigen Unterricht sein. „Economics“ unterrichtet derzeit eine Dozentin der örtlichen Pädagogischen Hochschule. Aufgrund der kritischen Nachfragen der Schüler hat sie sich um zusätzliche Unterrichtsmaterialien bemüht, was das Lehrbuch bot, fanden Schüler und Lehrerin gemeinsam unbefriedigend.

Manche Schüler kommen fast ohne Englischkenntnisse in Freiburg an. Sie lernen die Unterrichtssprache aber rasch und unkompliziert – durch das Eintauchen in die Sprachwelt ihrer Mitschüler und durch

war sie eine anerkannte Streitschlichterin. Sie war zuerst auf einer Realschule und wollte dann in ein berufliches Gymnasium wechseln. Ein Schüleraustausch in der Türkei hat sie bewogen, sich beim UWC zu bewerben. Dort engagiert sie sich unter anderem für die Chic Boutique, eine Kleiderkammer mit getragenen Klamotten, in der sich die Schüler bedienen können, und gehört zur Kochgruppe für das Obdachlosenheim. Wie in Salem auch gehören diese sozialen Betätigungen untrennbar zum Unterrichtskonzept.

Der Freiburger Schulleiter Lawrence Nodder, der bisher an der Spitze eines UWC in Afrika stand, und seine Frau, die Kunst und Erkenntnistheorie unterricht-

und arbeiten können. In den kleinen Fensternischen finden Tische mit Computern Platz. Denn im Zimmer können die Schüler kaum konzentriert lesen. Der alte Beichtstuhl wurde mit Rollen versehen und dient nun der Bücherrückgabe.

Das gesamte Gebäude genügt modernsten umwelttechnischen Standards und ist mit einem speziellen Luftaustauschsystem ausgestattet. Das gilt auch für die Aula, die im Stil eines Amphitheaters aus hellem Holz angelegt ist. Für Nodder ist sie ein Sinnbild für die Verwirklichung einer demokratischen Schule. Von den Baukosten in Höhe von 44 Millionen Euro hat die Bosch-Stiftung 24 Millionen übernommen, den Rest finanzierte die Firma Bosch

eine maßgeschneiderte sprachliche Förderung. Deutsch, das kein IB-Fach ist, sollen die Schüler möglichst auch lernen. Schließlich pflegen sie den Kontakt zu Gastfamilien in Freiburg. Beim Mittagessen in der Schulmensa wird freilich auf Englisch kommuniziert.

Einige kochen auch einmal in der Woche in einem Obdachlosenheim für die „Brüder von der Landstraße“. Zu ihnen gehört auch Luizer aus Kenia. Sie berichtet davon, wie die Schüler Kürbismarmelade gemacht haben, um sie gegen andere Naturlilien, die zum Kochen taugen, einzutauschen. Ihr Sozialdienst findet zweimal im Monat an einem Mittwoch zwischen 10.45 Uhr und 12.15 Uhr statt, um 13.00 Uhr müssen die Schüler rechtzeitig zum Nachmittagsunterricht zurück sein. Jede Woche kocht eine andere Kochgruppe das Hauptgericht. Deutsch muss man dafür nicht können und einige der Freiburger Gastfamilien sprechen auch gut genug Englisch. Zuweilen gibt es ein deutsches Unterrichtsgespräch in einer „conversational class“.

Für Lea ist das Deutsche kein Problem, sie ist in Schwäbisch Hall geboren und in Kornwestheim aufgewachsen – bei Onkel und Tante, denn mit neun Jahren hat sie ihre Eltern verloren. An ihrer alten Schule

tet, kamen beide ohne Deutschkenntnisse nach Freiburg. Ihre künftige Wohnung in unmittelbarer Nachbarschaft des Schulgeländes ist noch nicht fertig. Inzwischen lernt Nodder Deutsch und kann sich schon ein wenig verständigen. Zeit bleibt ihm dazu so gut wie keine, denn mit Blick auf die Uhr lässt sich sein Amt nicht ausüben. Es hat ihn gereizt, noch einmal ein UWC von vorn aufzubauen, er war lange vor den Schülern da und hat auch die schwierige Bauphase im denkmalgeschützten, 1346 gegründeten Kartäuserkloster erlebt. Auf dem historischen Gelände wurden bei Grabungen die Überreste von 40 Mönchen gefunden, die vor Jahrhunderten im alten Kreuzgang beerdigt wurden. Nach der Sicherung der wichtigsten Belegstücke wurde die Ausgrabung konserviert und wieder zugeschüttet. Die Mensa und die Aula mussten stattdessen am Hang errichtet werden. Viel an dem historischen Gebäude war durch ein Pflegeheim zerstört worden, das jahrelang im ehemaligen Kloster logierte. So blieb vom Stück an den Decken durch das Abhängen der Decken nur wenig übrig.

Mit viel Sorgfalt sind jetzt alte Rundbögen und Kreuzgänge wieder freigelegt worden, die ehemalige Kapelle wurde zu einem lichtdurchfluteten Raum mit besonderer Atmosphäre, wo die Schüler lesen

zum 150. Geburtstag ihres Gründers. Die Hälfte der Betriebskosten trägt das Land Baden-Württemberg, auch die Stadt Freiburg sowie die Heidehof-Stiftung in Stuttgart gehören zu den Förderern.

Kein Sex, kein Alkohol und keine Drogen gehören zu den Grundregeln der Schule. Wer zweimal im Jahr mit Alkohol erwischt wird, muss die Schule verlassen. Und noch etwas fügt Nodder hinzu: Freundschaften zwischen Lehrern und Schülern sind für ihn tabu. Die Lehrer sollen einen freundlichen Umgang mit den Schülern pflegen, aber gewiss keine Freundschaften, sagt er. Im Augenblick diskutieren die Schüler ein viel banaleres Problem: die unterschiedlichen Auffassungen von Ordnung im Zimmer und in den Küchen der Wohnblocks. Bisher konnten sie sich nicht einigen. „Wenn wir nicht einmal das Putzproblem lösen können, wie sollen wir dann ein friedliches Zusammenleben und größere Schwierigkeiten hinbekommen“, fragt Nodder. Für ihn spielt Intuition eine enorm wichtige Rolle. Die künftigen Lehrer des UWC müssen ihm in den Bewerbungsgesprächen ihre Leidenschaft für das Unterrichten vermitteln, fachliches Engagement allein reicht ihm nicht. Während er mit den Bewerbern spricht, überlegt er sich, ob es tatsächlich faszinierend wäre, von dem betreffenden Kollegen unterrichtet zu werden.

Bildungsnotizen

SPD-Fraktion distanziert sich

Kurz vor der für diesen Donnerstag vorgesehenen Debatte im baden-württembergischen Landtag über das Konzept „Gymnasium 2020“ hat die SPD-Fraktion Kernelemente der Vorschläge abgelehnt. Vor allem die von einem Arbeitskreis angeregte Neuordnung der Oberstufe sei nicht sinnvoll, sagte der Bildungspolitiker Stefan Fulst-Blei (SPD). Die erleichterten Zugänge zum allgemeinbildenden Gymnasium für Real- und Gemeinschaftsschüler könnten das von Grün-Rot massiv ausgebaut berufliche Schulsystem hart treffen. Schülern mit Realschulabschluss stünde über das berufliche Gymnasium der Weg zur Hochschulreife offen. Der von Kultusminister Andreas Stoch (SPD) eingesetzte Arbeitskreis mit Vertretern von Eltern, Schülern, Direktoren und des Landesschulbeirats hatte das Konzept entwickelt. „Wir haben das nach Sichtung zur Seite gelegt“, sagte Fulst-Blei und kündigte damit an, dass die SPD das vom eigenen Kultusminister in Auftrag gegebene Konzept verworfen hat. Ministerpräsident Winfried Kretschmann (Grüne) will das Gymnasium neben Real- und Gemeinschaftsschule auf jeden Fall erhalten. „Daran wird nicht getüfelt“, ließ er über einen Sprecher in Stuttgart wissen. Die Grüne Jugend scheint dagegen langfristig einen „Umbau des Schulsystems hin zu einer Schule für alle“ anzustreben, wie aus einer Resolution für die Mitgliederversammlung am kommenden Wochenende hervorgeht.

Wahl gescheitert

Die Wahl für das Vizepräsidentenamt für Haushalt, Personal und Technik (VPH) der Humboldt-Universität zu Berlin (HU) ist gescheitert. Bei der Konzilsitzung erhielt die Kandidatin Angela Walter, derzeit Referatsleiterin für Hochschulentwicklung und Controlling in der Berliner Wissenschaftsverwaltung, nicht die nötige Mehrheit von 31 Stimmen. Das Konzil hatte wie folgt abgestimmt: 21 Ja-Stimmen, 34 Nein-Stimmen und eine Enthaltung. Stimmberechtigt waren 61 Konzilsmitglieder; davon nahmen 56 ihr Wahlrecht wahr. Einen Tag vor der Wahl hatte die zweite Kandidatin Swantje Heischkel, Kanzlerin an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig, ihre Kandidatur zurückgezogen. Mit dem Ergebnis der Wahl eröffnet sich für die Universität nun die Chance, einen neuen Kandidaten zu finden, wenn Anfang Juli der neue Präsident gewählt worden ist. Am 7. Juli entscheidet das Konzil auch über das Präsidentenamt der Humboldt-Universität.

Keine Lehrstuhldynastien

Der Vorsitzende des Wissenschaftsrats Manfred Prenzler hat während einer Rede bei einem Empfang des baden-württembergischen Ministerpräsidenten Pläne der Universität Freiburg verteidigt, die Professor für Philosophie der Neuzeit und Moderne mit einer Tenure-Professur zu besetzen. Gegen das Verfahren der Universität Freiburg hatte es erbitterten Protest gegeben, weil sich die Professur im Stellenplan der Universität auf jenen Lehrstuhl zurückverfolgen lässt, auf dem Martin Heidegger gewirkt hat. Die Kritiker erwarteten, dass die Universität einen etablierten Philosophen in der Denkradition Heideggers berufe, so Prenzler. „Das erinnert an die Tradition, ‚Lehrstuhldynastien‘ zu bilden und Professuren gleich als ‚Nachfolge von‘ auszusprechen. Unter diesen Bedingungen hätte Martin Heidegger seinerzeit wohl keine Chance auf einen Ruf gehabt“, so Prenzler. Heidegger habe sein wichtigstes Werk „Sein und Zeit“ schon im Alter von 37 Jahren veröffentlicht, nachdem die Universität Marburg es drei Jahre zuvor riskiert hatte, den jungen Mann auf eine außerplanmäßige Professur zu berufen. oll.

Ein grenzenloses Sammelsurium und ein deutsches Syndrom

Wolfgang Brezinkas kritischer Blick auf die Erziehungswissenschaft zeigt sie als weiches Fach ohne disziplinäre Selbstbesinnung / Von Heinz-Elmar Tenorth

Die deutschsprachige Erziehungswissenschaft, notorisch eine Disziplin mit problematischer Identität, kann jetzt ihre eigene Praxis in ihrer österreichischen Variante in dem beeindruckenden Opus magnum beobachten, das Wolfgang Brezinka, der ehemalige Konstanzer Ordinarius für Erziehungswissenschaft, vor kurzem mit Erscheinen des vierten Bandes abgeschlossen hat. In seiner Geschichte begnügt er sich nicht mit den Universitäten des heutigen Österreich, sondern bezieht die gesamte (deutschsprachige) Habsburger Monarchie seit dem späten 18. Jahrhundert mit ein und riskiert am Ende sogar einen Vergleich mit Deutschland und der Schweiz, so dass auch Pädagogik als „deutsches Syndrom“ (Jürgen Schriewer) diskutierbar wird. Man wird also nicht allein über die Pädagogik in Wien oder Innsbruck, Graz, Linz, Salzburg und Klagenfurt belehrt, sondern erfährt auch etwas über die Praxis des Faches in Prag oder Czernowitz. Das waren keineswegs bedeutungslose Standorte, sondern für aufstrebende Wissenschaftler wichtige Durchgangsstationen oder wie in Prag im späten 19. Jahrhundert bedeutsame Stätten selbstkritischer Arbeit. Pädagogik als Universitätsfach wird dabei ohne jede disziplinäre

Enge verstanden, denn auch die Spezialdisziplinen Katechetik/Religionspädagogik, Heilpädagogik, Sportpädagogik und Wirtschaftspädagogik finden Beachtung.

Für alle diese Orte und disziplinären Besonderungen gibt Brezinka, klassisch institutionengeschichtlich orientiert, also konzentriert auf die Lehrstuhlbesetzungen sowie die Habilitationen und Promotionen im Fach, eine höchst informative Darstellung der Disziplingeschichte bis zur Gegenwart. Er diskutiert zugleich die wissenschaftlichen Leistungen der einzelnen Personen, sowohl vor dem Hintergrund der Gutachten in den Berufungs- oder Graduirungsverfahren als auch aufgrund eigener Lektüre der Veröffentlichungen. Auf dieser Basis zeichnet er in drei Etappen ein Gesamtbild der universitären Pädagogik seit dem späten 18. Jahrhundert: Als „Erziehungskunde“ in Lehrbüchern etwa von Vinzenz Müllner zuerst präsent, versteht sich das Fach bis weit ins 20. Jahrhundert als „Erziehungsphilosophie“, die erst nach 1964, mit der Einführung des Diplomstudiums, von einer „(empirischen) Erziehungswissenschaft“ abgelöst wird. Brezinka deutet diese Geschichte als einen offenbar irreversiblen Prozess der „Verwissenschaftlichung“ und „Spezialisierung“ des Denkens über Er-



Wolfgang Brezinka

Foto Mazohl

ziehung. Wer sich der harten wissenschaftstheoretischen Kontroversen erinnert, die Brezinka selbst seit den späten sechziger Jahren mit der These „Von der Pädagogik zur Erziehungswissenschaft“ ausgelöst hat, der könnte vermuten, dass er letztlich eine Erfolgsgeschichte stilisieren will.

Aber da hätte man nicht nur den Brezinka der alten Kontroversen verkürzt interpretiert, sondern sich auch um die Pointe seiner Historiographie gebracht. „Verwissenschaftlichung“ hat für ihn nämlich ein Janusgesicht. So notwendig sie angesichts der in ihren Leistungen historisch oft desolaten Pädagogik auch gewesen sein mag, das Ergebnis ist wenig befriedigend. Das aktuelle Angebot an Wissen über Erziehung nennt er ein „grenzenloses Sammelsurium“, weder theoretisch klar strukturiert noch aussagestark für die bedeutsamen Fragen. Pädagogik sei „ein ‚weiches‘ und unangereichertes Fach geblieben“. Vor allem die Praktiker der Erziehung erleiden die Folgen der „Verwissenschaftlichung“, als Vernachlässigung dringender Handlungsprobleme und als Irritation im Alltag der pädagogischen Arbeit. Aber auch im Wissenschaftssystem und in der Öffentlichkeit ist die Reputation von „Pädagogik“ nicht gerade groß, und nicht nur in Österreich.

Brezinkas kritische Diagnosen kann man nicht als Frucht innerwissenschaftlicher Positionskämpfe abtun, denn seine Kritik gewinnt ihre Stärke daraus, dass er an einigen Standorten und bei einigen Fachvertretern eindeutig den Fortschritt in der Forschung belegen kann. Zugleich aber schreibt er das fortwährende Elend einer Disziplin, die zu häufig ohne klare wissenschaftliche Standards arbeitet, die Regeln des argumentativen Handwerks verletzt und immer wieder bereit ist, intellektuelle Moden, wie windig sie auch sein mögen, mit einer Habilitation zu ehren oder wiederholt in Berufungsverfahren die Kriterien der Qualität zugunsten kollegialer Verbindungen auszuhebeln. Selbstkritik ist gering ausgebildet, sie hat allenfalls als Kampf zwischen den disziplinären Fraktionen Tradition. Aber das fördert weder die eigenständige Forschung noch wird der Verdacht zerstreut, dass auch die gegenwärtige Erziehungswissenschaft im Wesentlichen aus sozialen Vernetzungen und ideologischen Affinitäten, nicht aber aus wissenschaftlichen Leistungen ihre Stärke gewinnt.

In der Rezeption seiner Studien, in der mündlichen stärker als in der publizierten, hat es gelegentlich den Versuch gegeben, solche Befunde regional oder personal zu-

zurechnen, als lokale Folklore von wenigen Standorten, verglichen mit Deutschland. Solche Effekte kann man nicht ignorieren, aber produktiver wäre es, die Beschreibung dieser historischen Praxis als Anlass für innerdisziplinäre Selbstbesinnung zu nehmen. Ob „Bildungsforschung“ nur in Klagenfurt problematisch war oder nicht doch das grundlegende Problem anzeigt, dass eine klare Orientierung für eine Disziplin bisher nicht gefunden wurde, die zwischen distanzierter Beobachtung von Systemen und der Orientierung der Akteure in der pädagogischen Praxis ihre spannungsreiche Aufgabe zu erfüllen hat. Der disziplinäre Status bleibt klärungsbedürftig, auch für die deutsche Diskussion. Berühmt kann sich die deutsche oder schweizerische Erziehungswissenschaft auch nur deswegen zurücklehnen, weil eine vergleichbar umfassende, alle Standorte analysierende Geschichte der Pädagogik an Universitäten bisher fehlt.

Brezinka, Wolfgang: Pädagogik in Österreich. Die Geschichte des Faches an den Universitäten vom 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, 4 Bände, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien, 2000/2003/2008/2014.